

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27508-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Pressestimmen zu Sofie Cramer:

«Es lässt sich nicht übersehen: Sofie Cramer ist die deutsche Version von Cecelia Ahern.»

literaturmarkt.info

«Eine richtig feine Mischung aus Herz, Humor und etwas Wehmut.»

Für Sie über «Herz an Herz»

«Dieser Roman trifft mitten ins Herz.»

lovelybooks.de über «Herz an Herz»

«Es ist ein Buch, das Fernweh hinterlässt, einen rührt und auch zum Lachen bringt. Also ein rundum schönes Buch.»

Der Nordschleswiger über «All deine Zeilen»

«Sofie Cramer schreibt flüssig und mitreißend.»

happy-end-buecher.de

«Eine aufregende Reise ... Es fehlt der Geschichte nicht an Tiefgang.»

Neue Presse über «Nachtflug»

«Romantisch!»

Lisa über «Was ich dir noch sagen will»

«Der wohl süßeste Roman des Jahres.»

buchwelt.de über «iLove»

«Eine witzig-scurrile Komödie, die überraschende Haken schlägt. ... Köstlich.»

Für Sie über «iLove»

Sofie Cramer

Honigblütentage

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, Juli 2019

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Karte Umschlaginnenseite © Imke Trostbach

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung Olga_Ionina,kobeza/shutterstock

Satz aus der FoundryOldStyle bei

Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 27508 1

Tag 1

Das geht ja gut los! Meine Reise hatte noch nicht einmal richtig begonnen, und schon war mir nach Aufgeben zumute. Vor dem Schloss in Celle musste ich mir einen Weg durch eine Traube schöner Menschen bahnen, die offensichtlich auf ein Brautpaar warteten. Und ich steckte mittendrin, mit schwerem Outdoor-Rucksack und hochrotem Kopf.

Und meine Blase drückte. Wieso nur hatte ich auf der Bahnfahrt von Hamburg auch diesen riesigen Latte Macchiato getrunken? Es war ja klar, dass ich gleich nach dem Aussteigen dringend aufs Klo musste. Die öffentlichen Toiletten am Bahnhof waren noch nicht geöffnet gewesen an diesem frühen Montagmorgen.

Seltsam, dass sich um diese Uhrzeit schon so viele Hochzeitsgäste versammelt hatten. Jedenfalls nahm ich an, dass sie für eine Trauung hier waren. Die Frauen trugen schicke Kleider und Hüte, die Männer gutsitzende Anzüge.

Hilfesuchend blickte ich mich nach einem Hinweis auf ein Klo um. Denn ich konnte mich wohl kaum in aller Öffentlichkeit hinter einen der zahlreichen Bäume hocken. Langsam kroch Panik in mir hoch. Wenn dieser verdammte Rucksackgurt nicht auch noch so drücken würde ...

Also in Richtung Fußgängerzone. Ich war das erste Mal in Celle, aber allein schon, weil Tessa, meine Chefredakteurin, so von der Altstadt geschwärmt hatte, beschloss ich die Stadt nicht zu mögen. Auch wenn der Schlossplatz mit seinem großen parkähnlichen Gelände, umrahmt von Wassergräben, eigentlich hübsch anzusehen war.

Trotz meines fast zwölf Kilo schweren Gepäcks ging ich eilig über die Straße in Richtung Innenstadt. Sofort begann ich wieder zu schwitzen und spürte, wie meine Wangen glühten.

Endlich, hinter der zweiten Straßenecke fand ich ein Café, vor dem zwei Kellnerinnen gerade Stühle für das beginnende Tagesgeschäft bereitstellten.

«Entschuldigen Sie, dürfte ich vielleicht mal ...», begann ich zaghaft und wurde sogleich unterbrochen.

«Durch den Gang und dann links», rief mir die ältere der beiden Damen zu.

Ich nickte dankbar, betrat das kühle, etwas plüschig eingerichtete Café und flitzte den Gang entlang. Umständlich quetschte ich mich mitsamt dem Rucksack auf die Toilette, weil ich es sonst einfach nicht länger ausgehalten hätte.

Puh!

Am liebsten wäre ich einfach sitzen geblieben und hätte mich die nächsten vier Wochen hier im Café versteckt. Denn schon der Gedanke an die bevorstehende Strecke ließ mich erschauern: über 200 Kilometer zu Fuß, mit schwerem Gepäck und ohne WLAN. Ein totaler Irrsinn!

«Das ist genau das Richtige für dich», hatte Tessa vor einigen Wochen in der Redaktionssitzung befunden. Die Blicke aller Kollegen hatten sich erwartungsvoll auf mich gerichtet. Ich konnte zwar ganz gut schreiben, war aber in der direkten Kommunikation meist nicht besonders schlagfertig. Deshalb hatte ich leider nichts Verwertbares erwidern können – und hatte nun diesen absolut schwachsinnigen Auftrag am Hals. Oder besser gesagt an den Hacken. *Pilgern vor der Haustür* sollte meine Reportage heißen. Laut Tessa ein echtes Trendthema. Dafür sollte ich den angeblich schönsten Wanderweg Deutschlands gehen, den Heidschnuckenweg – von Celle quer durch die Lüneburger Heide bis zurück nach Hamburg. Und wenn es nach Tessa ging, sogar bis vor die Tür der Redaktion. Caro hatte mich mit großen Augen angestarrt und mir später zugeraunt, dass das Angebot doch ziemlich ungewöhnlich sei angesichts des allgemeinen Sparzwangs auf dem Printmarkt und ich deshalb keine Wahl hätte. Dreißig Tage gewährte Tessa mir für

die Reise und bis zur Abgabe meines Berichts. Trotzdem hätte ich liebend gern auf diese Erfahrung verzichtet.

Es war außerdem der denkbar schlechteste Zeitpunkt, jetzt nicht zu Hause zu sein, dachte ich, als ich die Toilette verließ und in den mit zahlreichen Geranien bepflanzten Hinterhof des Cafés trat. Ob ich mir hier unauffällig mal die klobigen Schuhe ausziehen konnte? Die Behauptung stimmte wohl: Man musste Wanderschuhe einlaufen.

An einem schattigen Tisch setzte ich ächzend den Rucksack ab und ließ mich auf einen Stuhl fallen. Die jüngere Kellnerin kam heraus, um nach meiner Bestellung zu fragen.

«Äh ... Könnte ich einfach nur einen frisch gepressten O-Saft bestellen?», fragte ich schuldbewusst. Ich wollte die Toiletten nicht ohne Gegenleistung benutzen.

«Gerne, kommt sofort!» Sie verschwand wieder im Inneren des Cafés.

Anstatt mir sofort die Schuhe von den Füßen zu streifen, kramte ich erst mal mein Handy hervor. Dabei stieß ich auch auf mein kleines Notizbüchlein, das ich mir unterwegs besorgt hatte. Ich legte es auf dem Tisch ab und blickte neugierig aufs Display. Ob Frieda sich schon gemeldet hatte? Im selben Augenblick erschien es mir reichlich absurd. Sie war schließlich noch in der Schule und hatte gar kein Handy dabei. Wenigstens in diesem Punkt konnte ich mich zu hundert Prozent auf meine Tochter verlassen. Zwar war sie im besten Teenageralter, aber sie würde nie eine Schulregel brechen, auch das Handyverbot nicht. Aber ich war nervös, weil sie heute zwei wichtige Zeugnisnoten erfahren würde. Und ich fragte mich, ob sie und Simon während meiner Abwesenheit allein zurechtkamen.

Es fiel mir wirklich nicht leicht, loszulassen. Zumal heute auch noch die neue Ausgabe unseres monatlichen Magazins *Feel feminine* erschien. Zu diesem Anlass kam immer die gesamte Redaktion zusammen, um sich der Blattkritik

zu stellen. Dieser Termin war allseits gefürchtet, weil Tessa immer etwas zu beanstanden hatte. Trotz stabiler Verkaufszahlen blieb die Branche angespannt, weil kein Anzeigenkunde und damit auch kein Job mehr sicher war. Von außen betrachtet war alles Hochglanz, einschließlich unseres verspielten, aber hochwertigen Layouts und des imposanten Verlagsgebäudes in der Hafencity. Doch hinter den Fassaden regierten Rotstift und Ellenbogen. Schon vier enge Kolleginnen hatte ich in den vergangenen zwei Jahren gehen sehen. Meine Freundin Caro, mit der ich mir seit Jahren das Büro teilte, sagte immer, ich solle keine Perlen vor die Säue werfen und mich nicht länger für die *Feel feminine* prostituieren, sondern als freie Autorin Romane oder Kinderbücher schreiben. Dabei wusste doch jeder, dass es dem Buchmarkt mindestens genauso schlecht ging wie dem Zeitschriftenmarkt. Natürlich träumte ich wie die meisten Redakteure heimlich von einem Bestseller. Und von einem verwünschten Ort zum Schreiben, an dem ich ganz für mich sein konnte. Doch das war eben nur ein Traum. Nicht mehr und nicht weniger.

Und deswegen schrieb ich weiter für Tessa über aktuelle Kulturtipps und neue Entschleunigungstrends. Einfach, weil ich nichts anderes konnte. Weder konnte ich mit Zahlen etwas anfangen, noch hatte ich eine besondere Begabung oder Spezialwissen auf einem bestimmten Gebiet. Mir fehlte das Händchen fürs Backen und das Näschen fürs Kochen. Meine Welt als Lifestyle-Redakteurin bestand aus Zeilen und Deadlines und leicht verdaulichen Themen zur Entfaltung der weiblichen Persönlichkeit. Die vielen Interview- und Rechercheterminale ließen mir gar keine Zeit für ein Hobby. Und ich hatte meines ohnehin zum Beruf gemacht. So gesehen war der Heidschnuckenweg vielleicht doch eine gute Gelegenheit, um im wahrsten Sinne mal rauszukommen und etwas anderes zu sehen.

«Hier kommt eine gesunde Stärkung für den Weg», sagte die nette Kellnerin, als hätte sie meine Gedanken gelesen. «Sie wollen doch Schnucken gucken?»

Ich lächelte sie dankbar an, als sie mir das gutgefüllte Glas hinstellte.

«Wollen Sie den ganzen Weg laufen?»

Ich nickte zaghaft. «Etwa 15 Kilometer habe ich mir pro Tag vorgenommen. Keine Ahnung, ob das realistisch ist.»

Das hatten Caro und ich jedenfalls grob überschlagen: vierzehn Tage wandern und zwischendurch vierzehn weitere Tage, um meine Eindrücke aufzuschreiben. Allerdings sah mein geheimer Notfallplan vor, Abkürzungen einzubauen und auf die letzte Etappe bis zum Ziel zu verzichten. Schließlich wollte ich in Hamburg, wo ich seit mehr als einem Jahrzehnt zu Hause war, ganz sicher niemandem begegnen. Es wäre doch auch vollkommen sinnlos, durch mir bereits vertraute Gegenden zu latschen. Für alles andere gab es zur Not auch Google Maps. Und das Internet lieferte mir ohnehin alle erdenklichen Infos, da musste ich nun wirklich nicht bis in die Hafencity laufen.

«Freuen Sie sich drauf», sagte die Kellnerin mit einem warmherzigen Lächeln. «So eine Wanderung kann das ganze Leben verändern.»

«Ach ja?» Fragend sah ich sie an.

«Ich bin den Heidschnuckenweg mal von Hamburg aus gegangen und dann hier gestrandet.» Ihr hübsches Gesicht wurde von beneidenswerten Locken in Rotblond umrahmt.

«Sie kommen auch aus Hamburg?», fragte ich erstaunt, als könnte man sich freiwillig für die Provinz entscheiden.

Doch die Frau bejahte und erklärte, sie habe schon etliche Touren quer durch Europa unternommen. «Mit einer Freundin zusammen bin ich sogar den Jakobsweg gegangen. Aber wirklich bei mir angekommen bin ich erst, als ich allein direkt aus Ottensen losgelaufen oder besser gesagt weggelaufen bin. Danach habe ich mein Studium abgebro-

chen, mein WG-Zimmer untervermietet, und jetzt jobbe ich hier erst einmal eine Saison durch.»

Nach dem Beginn einer ganz großen Karriere klang das nicht gerade. Trotzdem: Wäre es nach Tessa gegangen, hätte ich auch direkt von zu Hause aus loslaufen sollen, dachte ich etwas beschämt. Doch der umgekehrte Weg war mir sinnvoller erschienen, weil ich mich dann mit jedem Tag meinem gewohnten Leben näherte.

«Ich mache das eigentlich nur zu Recherchezwecken.» Ich suchte nach den richtigen Worten. «Ich hoffe, ich werde überhaupt durchhalten. Mir ist eher nach Entspannung in einem Wellnesshotel ...»

Die junge Frau grinste und setzte sich kurzerhand mir gegenüber an den Tisch. «Haben Sie was zum Schreiben?» Ihre leuchtend grünen Augen versprühten pure Lebensfreude. «Dann gebe ich Ihnen die Adresse einer sehr süßen Unterkunft, direkt am Naturschutzgebiet. Und auch meine Nummer, wenn Sie wollen. Vielleicht brauchen Sie unterwegs ja noch mal den einen oder anderen Tipp. Zum Durchhalten.»

Ich nickte etwas überrumpelt und reichte ihr einen Stift und das kleine Notizbuch.

«Falls Sie dort Rast machen, grüßen Sie die Gastgeberin von mir!» Nachdem sie in schöner Handschrift ihre Nummer und die Anschrift von Haus Annegret notiert hatte, sagte sie: «Ich bin übrigens Jana.»

«Ich bin Valerie», entgegnete ich und reichte ihr die Hand. Dann bezahlte ich den O-Saft mit reichlich Trinkgeld und griff nach meinem Handy.

«Soll ich schnell noch ein Foto machen?», fragte Jana. «Ist doch ein feierlicher Moment, so kurz vor der ersten Etappe.»

Ich wollte schon dankend ablehnen, musste aber an Tessas mahnende Worte denken, auch ja genügend Bilder mitzubringen. Womöglich wollte sie sichergehen, dass ich

auch wirklich recherchierte und mir nicht bloß vier Wochen lang die Sonne auf den Bauch scheinen ließ. Also nahm ich das freundliche Angebot an und lächelte tapfer in die Kamera.

Ohne das sicher ernüchternde Ergebnis eingehender zu betrachten, steckte ich das Handy weg und setzte den Rucksack wieder auf, wobei ich ein leises Stöhnen nicht unterdrücken konnte.

«Der Anfang ist immer mühsam.» Mitfühlend sah Jana mich an. «Eine wundervolle Reise wünsche ich!»

«Danke.» Ich drehte mich noch einmal um und winkte zum Abschied, ehe ich nach draußen trat.



In der Zwischenzeit hatte sich die Luft spürbar aufgeheizt und die Fußgängerzone gut gefüllt. Alle Passanten schienen ein klares Ziel vor Augen zu haben. So wie ich es wohl auch haben sollte. Allerdings fand ich noch nicht einmal den Ausgangspunkt des Weges, der eigentlich direkt am Schloss beginnen sollte. Die Strecke sei super ausgeschildert, hatte ich im Internet gelesen, und mittlerweile so was wie ein Hot Spot unter Wanderern.

Doch was für Menschen wie Jana und sicher viele andere eine wahnsinnig inspirierende Auszeit bedeuten mochte, war für mich der reinste Horrortrip. Trotz meiner dreiundvierzig Jahre war ich zwar eigentlich ganz gut in Form. Guten Genen, Pilates und gelegentlichem Joggen an der Alster sei Dank. Aber Wandern durch die Walachei war einfach nicht mein Ding. Dafür hatte ich viel zu viel im Kopf. Die Streitereien mit Simon zum Beispiel oder die Herausforderungen mit unserer Tochter sowie die ewigen Auseinandersetzungen mit meiner Mutter. Sicher hätte sie jetzt gesagt, ich hätte mich besser vorbereiten sollen auf diese Reise.

Ich kam mir jedenfalls ziemlich dämlich vor in meinen drückenden Wanderschuhen und mit dem großen Rucksack, als ich wieder verloren auf dem weitläufigen Schlossplatz stand. Statt eines Wegweisers entdeckte ich nur ein silberfarbenes, mit weißen Rosen geschmücktes Käfer-Cabriolet. Der Fahrer stieg aus und öffnete dem Brautpaar, das hinten auf der Rückbank saß, die Tür.

Unwillkürlich blieb ich in der Nähe des Wagens stehen und lächelte versonnen, was mir erst bewusst wurde, als die glückliche strahlende Braut mir kurz direkt in die Augen sah und mir zunickte. Sie trug ein umwerfend schönes Kleid im Prinzessinnenstil, nicht zu pompös und nicht zu schlicht. Ich dagegen steckte in einem verschwitzten Top und alten Shorts, in denen ich mich normalerweise nicht einmal zum Briefkasten getraut hätte.

Sie und ihr Zukünftiger schienen noch genauso jung zu sein wie die meisten der Hochzeitsgäste, die ich zuvor gesehen hatte. Ich war ein bisschen neidisch, wie viel Glück sie mit dem Wetter hatten. Das war Simon und mir leider nicht vergönnt gewesen, als wir vor fünfzehn Jahren geheiratet haben. Eigentlich hatten wir im Garten meiner Schwiegereltern in Poppenbüttel ein entspanntes Fest feiern wollen. Doch unser schreiendes Baby und Dauerregen hatten den großen Tag auf das reduziert, was am Ende von ihm übrig geblieben war: eine bloß standesamtlich beurkundete Lebensgemeinschaft ohne jede Leidenschaft.

Aber daran wollte ich mich jetzt gar nicht erinnern. In Gedanken wünschte ich dem Brautpaar eine bessere Ehe, als ich sie gehabt hatte, und ging weiter.

Auf meinem Weg ums Schloss stieß ich endlich auf eine dunkelblaue Hinweistafel, die in großen Buchstaben mit dem Wort *Heidschnuckenweg* überschrieben war. Eine Karte zeigte die gesamte Strecke von 223 Kilometern und informierte über markante Orte wie Soltau oder den Wilse der Berg, nicht nur im übertragenen Sinne «Höhepunkt»

der Strecke mit seinen gerade mal 169 Metern, den ich zuletzt als Kind bei einem Schulausflug besucht hatte. Leise murmelnd las ich den Text. Es war die Rede von Glockenheide, einer kleinen, regional gezüchteten Schafrasse, den Heidschnucken, die sich fast ausschließlich von Besenheide ernähren, und von vielfältigen, teils kuriosen Formen von Wacholdern. Und als Slogan darunter stand: *Wandern, wo die Schnucke grast.*

«Na bravo», zischte ich. Wenn das keine Strafarbeit war: aus einem Rentnerthema eine Titelstory für hippe Großstädterinnen zu machen! Ich hatte absolut keinen Schimmer, wie ich der Reportage auch nur ansatzweise den Glanz einhauchen sollte, der stets von mir erwartet wurde. Angeblich war ich das beste Pferd im Stall, wie Tessa nicht müde wurde, zu betonen. Doch wenn unsere Chefin Komplimente aussprach, klangen sie wie eine Drohung. Bei jeder zugeteilten Aufgabe fühlte ich mich, als würde das Stöckchen zum Drüberspringen immer ein Stück höher gehalten. Wenn Tessa den Rotstift zückte, wartete ich quasi auf mein Todesurteil. Jeder andere Chefredakteur sah Texte am Computer durch. Nur die allseits gefürchtete Tessa liebte es, auf Ausdrucken herumzukritzeln und ihre angeblich so geschätzten Mitarbeiter vor allen anderen vorzuführen. Schon jetzt sah ich mich im Büro sitzen und den Text wieder einmal in einer Nachtschicht umschreiben. Der Druck war enorm und würde sicher nicht durch achtsames Wandern besser werden oder durch die Schönheit der Glockenheide, die noch nicht einmal blühte.

Ich stöhnte und sah mich missmutig um. Das Schloss lag in all seiner Pracht vor mir. Die Eichen, die jetzt, Anfang Juli, in satterm Grün standen, umrahmten das riesige, vierflügelige Bauwerk. Mit der weißen Fassade und den orange-rot umrandeten Sprossenfenstern erinnerte es mich an die Schwedenurlaube, als meine Kindheit noch unbeschwert gewesen war.

Dank der Hinweistafel wusste ich jetzt zwar, was mich auf dem Weg erwartete, aber noch immer nicht, wo genau es denn nun losging. Also entschied ich mich dafür, das ganze Schloss zu umrunden, bis ich das «H» fand, mit dem der Heidschnuckenweg entlang der gesamten Strecke angeblich markiert war.

Nach einem nicht unerheblichen Umweg über den Wassergraben fand ich mich wenig später erneut vor derselben Hinweistafel wieder und kam mir ziemlich blöd vor. Das Brautpaar war inzwischen in den Innenhof getreten, wie ich durch das offenstehende Tor gesehen hatte. Kurz überlegte ich, ebenfalls noch mal dort hineinzugehen. Aber wenn ich noch im Hellen bei meinem heutigen Etappenziel ankommen wollte, musste ich jetzt los. Für den allerschlimmsten Notfall hatte ich zwar Friedas Isomatte und ihren leichten Schlafsack an den Rucksack geschnallt. Doch ich wollte keinesfalls ohne Dach über dem Kopf der wilden Natur ausgeliefert sein. Spinnen und andere Krabbeltiere waren keine willkommenen Gäste, vor allem nicht in der Nacht. Sogar Wölfe sollte es in der Heide geben!

Ach was, ich konnte jederzeit ein Taxi rufen und mich ins Hotel fahren lassen, falls ich irgendwo im Niemandsland feststeckte. Oder aber die Tour gleich ganz abbrechen und versuchen, die Reportage heimlich im Home Office zu Ende zu bringen.

Eine durchaus verlockende Vorstellung, dachte ich schnaufend, weil mir mein Gepäck jetzt schon mächtig schwer erschien.

Ich hatte mich gerade entschlossen, auf einer der Parkbänke eine Pause zu machen und nun doch die Wanderkarte aus dem Rucksack ganz unten hervorzukramen, da entdeckte ich an einem Laternenpfahl endlich das erste «H». Allerdings zeigte der Pfeil in Richtung Bahnhof, von wo aus ich am Morgen gekommen war.

Mist! Ich hätte mich tatsächlich gründlicher vorbereiten sollen.

Also marschierte ich zurück. Ich kam am Gefängnis vorbei und musste lange an einer viel befahrenen Straße warten. Ein kurzer Blick auf eine öffentliche Uhr, die auch die Temperatur anzeigte, verriet, dass sich die Luft schon auf 27 Grad aufgeheizt hatte, obwohl es erst halb elf war.

Ich ärgerte mich, dass ich nicht doch noch zwei, drei Dosen Cola eingesteckt hatte. Dabei hatte ich schon in der vollkommen irrationalen Annahme gepackt, ich könnte unterwegs verhungern oder vor Sehnsucht nach einem Stück Schokolade irre werden: vier belegte Brote, drei Äpfel, eine Tüte Chips, Schoko- und Müsliriegel sowie zwei Literflaschen Wasser, die jeweils links und rechts im Seitenfach steckten. Aber keine Cola. Dabei liebe ich das Zeug, bin quasi süchtig davon. Aber wenn ich jetzt weiter an eisgekühlte Cola dachte, würde das augenblicklich eine Heulattacke provozieren.

Wäre ich doch nur in Hamburg geblieben!

Ob Frieda sich schon gemeldet hatte? Als ich durch ein Wohngebiet ging, versuchte ich umständlich mein Handy aus der obersten Tasche zu ziehen. Und weil ich es nicht sofort ertasten konnte, wurde ich panisch. Ob ich es im Café liegen gelassen hatte? Im Seitenfach wurde ich dann zum Glück fündig. Die vielen Taschen des neuen Rucksacks waren mir einfach noch nicht vertraut, und ich vermisste schon jetzt meine geliebte Liebeskind-Handtasche. Ich schaute aufs Display und wollte unbedingt für Frieda erreichbar sein. Aber außer einer belanglosen Gruppennachricht von ihrem Hockeytrainer war nichts gekommen.

Am Stadtrand folgte ich dem nächsten «H», das mich unter einer marode erscheinenden Brücke herführte. Langsam wurden die Häuser spärlicher und die Grundstücke weitläufiger. Bislang fand ich die Wanderroute eher enttäuschend. Und plötzlich hatte ich wieder die Stimme meiner

Mutter im Ohr, die sagte, ich solle nicht immer so undankbar sein. Ich hätte doch schließlich alles im Leben – einen tollen Mann, der erfolgreicher Architekt war, eine hübsche Tochter, die in der Schule bestens zurechtkam, einen abwechslungsreichen Job und eine begehrte, alsternahe Altbauwohnung in einer der schönsten Ecken Hamburgs. Sie verstand einfach nicht, warum ich oft so unzufrieden war. Und das Schlimmste daran war, dass ich es selbst nicht verstand.

Irgendwo drückte eben immer ein Schuh. Und so war es auch jetzt, wortwörtlich. Ich hatte gerade mal ein paar Kilometer hinter mich gebracht, und schon machte sich die Naht meiner Socken oberhalb der Zehen bemerkbar.

Hätte ich doch bloß auf den Verkäufer bei Globetrotter gehört! Er hatte mir nicht nur dazu geraten, in einen vernünftigen Rucksack und stabile Wanderschuhe zu investieren, sondern wollte mir auch noch Spezialsocken andrehen, was ich reichlich übertrieben gefunden hatte.

«Am besten, Sie laufen die Schuhe mit den Socken ein und waschen sie dann nicht mehr», hatte er vorgeschlagen. Darauf hatte ich bloß irritiert gelächelt. Ich fand es schon heldenhaft, dass ich statt der günstigeren und hübscheren Schuhe die sauteuren genommen hatte, weil diese angeblich atmungsaktiv, wasserabweisend und besonders leicht waren. Dabei wollte ich ja keinen Achttausender bezwingen, sondern eigentlich nur einen sehr langen Spaziergang machen. Ja, ich wollte mich mehr *spüren*, aber doch nicht so!

Kurzerhand ließ ich mich am Straßenrand nieder und legte den blöden Rucksack ab. Als ich meine Schuhe und Socken ausgezogen hatte, um meine Füße eingehender zu betrachten, verzog ich die Mundwinkel. Denn oberhalb der Zehen, wo die hauchdünne Sockennaht drückte, war die Haut bereits wund gescheuert. Wenn ich so weitermachte, würde ich tatsächlich Blasen bekommen. Ich seufzte. Und

jetzt? Zurücklaufen und neue Socken kaufen? Das erschien mir absurd. Irgendwo klingeln und um eine Sockenspende bitten? Wohl kaum. Barfuß in den Schuhen weiterlaufen? Unmöglich, denn dann bereitete die Übergangsstelle von Nylon und Lederspitze sicher erst recht Probleme. Also beschloss ich, die Sockennaht beim Anziehen weiter hochzuschieben, in der Hoffnung, damit Schlimmeres zu verhindern. Und tatsächlich, als ich die ersten Schritte getan hatte, wurde es angenehmer. Erleichtert ging ich weiter.

Da bellte plötzlich lautstark ein Schäferhund und hörte nicht mehr auf. Zum Glück trennte uns ein grüner Metallzaun. Davor verwies ein Schild auf den *Verein für Deutsche Schäferhunde*. Ich erstarrte vor Schreck, während mein Herz wie wild hämmerte. Das Fläschchen mit dem Reizgas, das Simon mir besorgt hatte, steckte irgendwo in den Untiefen des Rucksacks. Wie in Zeitlupe drehte ich mich um, um zu sehen, ob irgendwo der Besitzer auftauchte und die Bestie zurückrief. Aber da war niemand! Nur ich und der kläffende Hund mit seinen spitzen Zähnen. Mit weichen Knien ging ich vorsichtig weiter, immer in der Sorge, er könnte gleich über den Zaun springen oder irgendeinen anderen Ausweg aus seinem Gefängnis finden. Erst als ich etwa 20 Meter weitergeschlichen war, verstummte der Hund endlich. Ängstlich sah ich mich um - und stellte erleichtert fest, dass er sich verzogen hatte.

Nach einer Weile, die ich wie in Trance hinter mich gebracht hatte, musste ich links in eine Straße abbiegen, auf deren rechter Seite sich etliche kleinere Häuser aneinanderreiheten. Gegenüber lag ein kleines Waldstück. Es war von einer niedrigen Betonmauer umgeben. Dort ließ ich mich noch einmal nieder, um den Schock zu verdauen. Ich trank ein paar Schlucke Wasser und kramte mühsam das Reizgas hervor, das ich von nun an permanent in der Hand halten wollte. In der anderen das Handy.

Als ich erneut aufs Display sah, wunderte ich mich, dass ich den Eingang einer WhatsApp-Nachricht von Frieda gar nicht mitbekommen hatte. Sofort stellte ich den Ton etwas lauter. Sie schrieb:

und? bist du schon erleuchtet? ;-) bekomme in mathe btw doch noch ne 2 und in englisch auch, yes!!

Erleichtert atmete ich auf. Ich freute mich sehr über die guten Noten. Die in Mathe war nun doch besser, als Frieda die Lehrerin zuvor angekündigt hatte. Zügig schrieb ich zurück:

Na, ein Glück! Da bin ich erleichtert. Melde mich später noch mal, wenn ich eine Unterkunft habe. Nudelauf steht im Kühlschrank. Kuss, Mami
Bevor ich weiterging, schaute ich noch schnell, ob ich irgendeine wichtige E-Mail bekommen hatte und ob das Wetter in der Heide auch halten würde. Wobei ich mir gar nicht mehr sicher war, ob mir Regen nicht lieber gewesen wäre als diese drückende Hitze. Schon jetzt am Vormittag war es eigentlich viel zu heiß zum Wandern. Zum Glück schien der Weg am Ende der Straße wieder in ein Waldstück überzugehen, das hoffentlich ausreichend Schatten bot.

Was Frieda bei der Hitze heute wohl anstellte? Am liebsten hätte ich die Frage gleich hinterhergeschickt. Aber dann hätte es wieder so ausgesehen, als traute ich meiner Familie nicht zu, alleine zurechtzukommen. Und wenn ich eines nicht gebrauchen konnte auf dieser Tour, dann einen neuen Streit, von denen es in letzter Zeit ohnehin viel zu viele gegeben hatte.

So herausfordernd hatte ich mir die Pubertät nicht vorgestellt. Natürlich kannte ich all die Geschichten von Bekannten, deren Kinder plötzlich nicht mehr redeten und nur noch hinter ihren Displays oder in ihren Zimmern verschwanden. Trotzdem hatte ich mir eingebildet, mit Frieda würde es anders werden. Wir hatten schließlich schon im-

mer ein enges und vertrauensvolles Verhältnis gehabt und sogar über Sex, Verhütung oder Drogen offen geredet. Und nun war doch alles anders. Frieda wollte die Schule abbrechen.

Urplötzlich war sie mit dieser komischen Idee um die Ecke gekommen: Sie wolle Hebamme werden und die Wartezeit bis zur Ausbildung als Au-pair-Mädchen im Ausland überbrücken, am liebsten in Neuseeland. Dabei war sie noch nicht einmal siebzehn! Das hatten wir Lilly, der besten Freundin von Frieda, zu verdanken, deren Mutter Hebamme war und ihr offenbar diesen Floh ins Ohr gesetzt hatte. Aber wie sollte sich meine Tochter um Babys oder kleine Kinder kümmern, wenn sie selbst noch eines war? Vielleicht nicht nach außen hin, mit ihrer gewinnenden Art, die sie von ihrem Vater geerbt hatte. Aber im Inneren war sie doch immer noch das kleine Mädchen, das noch nie einen festen Freund gehabt hatte und noch nie länger als eine Woche von mir getrennt gewesen war. Ich war stolz darauf, wie nahe wir uns standen und wie offen wir miteinander reden konnten. War es da wirklich unnormale, wenn ich nicht wollte, dass sie einfach so ging – dazu noch ohne Abitur?

Bei ihrem guten Notendurchschnitt gab es auch gar keinen Grund, die Schule hinzuschmeißen, dachte ich, als ich endlich den schattigen Weg abseits der Straße erreicht hatte.

Die Vorstellung, dass meine Tochter womöglich schon nach den Sommerferien unser Zuhause verließ, schnürte mir die Kehle zu. Eben noch war sie ein kleines Mädchen mit Zahnücke und Haarspangen gewesen. Und nun wollte sie in die weite Welt. Dabei hatte sie enge Freunde, ein großes Zimmer, ihre Hockeymannschaft, ihre Oma, ihren Vater, mit denen sie sich eigentlich gut verstand, und natürlich mich. Womöglich würde ich nie wieder abends vor dem Zubettgehen meinen Kopf in ihre Zimmertür stecken und mich auf die Bettkante setzen, um noch ein paar Minu-

ten mit ihr über einen Streit mit Lilly, Kummer wegen erster unerwiderter Verliebtheit oder ihre neueste Shoppingausbeute zu plaudern. Vielleicht würde ich sie nie wieder spontan mit ihrem Lieblingsessen, Senfeier und Kartoffelbrei mit Gurkensalat, überraschen können.

Ich bekam Beklemmungen. Natürlich wusste ich, dass Loslassen zum Elternsein dazugehörte. Das war beim ersten Übernachtungsbesuch von Frieda bei ihrer Oma so, beim Start in der Kita, bei der Einschulung, der ersten Klassenfahrt ... Aber von jetzt auf gleich auf quasi kalten Entzug gesetzt zu werden, gepaart mit der übergroßen Angst, ihr könnte sonst was passieren am anderen Ende der Welt, brach mir das Herz.

Während ich hier durch die Heide wanderte, fühlte ich mich noch ohnmächtiger als zu Hause. Auch wenn ich Frieda unter der Woche kaum noch zu Gesicht bekam, wusste ich sie immer in Sicherheit. Natürlich war sie kein kleines Kind mehr. Aber sie brauchte mich noch. Das spürte und wusste ich. Ob ich ihr einfach zu wenig Raum gelassen hatte? Oder lag es an der Situation zu Hause? Vielleicht wollte sie weg, weil Simon und ich im Grunde wie zwei schlechtgelaunte WG-Bewohner zusammenlebten? Vielleicht hielt sie das unbewusst nicht mehr aus und wollte deswegen aus ihrem Nest fliehen? Das wäre ein Grund mehr, die Ehe mit Hilfe meiner Therapeutin zu retten. Denn wenn ich es nur irgendwie schaffte, unsere Ehe einigermaßen wieder ins Lot zu bringen, würde die Stimmung zu Hause sicher wieder entspannter werden, und dann müsste unsere Tochter nicht nach Neuseeland fliehen.

Ich stoppte, weil sich plötzlich eine Lichtung auftat, und ließ meinen Blick über die Landschaft schweifen. Obwohl die Stadtgrenze immer noch nicht ganz überwunden schien, zeigte sich der Weg hier zum ersten Mal von seiner sehr grünen Seite.

Eine Hinweistafel verriet, dass es sich um die Allerwiesen handelte, die bei Wasserhochstand überflutet wurden. Mich zog es schnell weiter auf dem Weg, der jetzt von einer ganzen Reihe von Bäumen flankiert war. Ein weiteres Schild erklärte, dass hier je ein Exemplar aller bisherigen Bäume des Jahres eine Allee bildeten. Die Stiel-Eiche war demnach der erste Baum aus dem Jahr 1989, gefolgt von der Rotbuche, der Sommer-Linde, der Berg-Ulme und so weiter. Unweigerlich blieb mein Blick bei 2002 hängen, dem Jahr, in dem Frieda geboren worden war. Ich las, dass damals ausgerechnet der Wacholder Baum des Jahres gewesen war. Irgendwie mochte ich dieses Gestrüpp nämlich nicht besonders und fand es sogar gruselig, weil die Bäume immer wie alte, einsame Seelen inmitten der Landschaft wirkten.

«Da haben Sie sich ja ordentlich was vorgenommen, bei diesem Wetter!»

Ich hatte die zwei Radfahrer, die auf einer Bank saßen und über die Allerwiesen blickten, gar nicht bemerkt. Ihre Räder lehnten ein Stückchen entfernt im Schatten einer Buche.

Der Mann mit den Trekkingsandalen und dem rot-karierten Hemd hob seine Hand zum Gruß. Seine Begleiterin trug das gleiche Modell, nur in der taillierten Variante.

«Ja, aber lieber ein bisschen zu warm als Regen», schwindelte ich. Die Hitze machte mir mehr zu schaffen, als ich gedacht hatte. Ich fühlte wieder, wie meine Wangen glühten.

«Sie sollten besser eine Kopfbedeckung tragen. Da kommen noch viele Abschnitte ohne schattige Bäume», schaltete sich die Frau jetzt ein. Sie hatte einen dunklen Pagenkopf und trug eine rote Brille. Ich blickte auf die Fahrradhelme der beiden und atmete tief durch, weil ich wieder einmal nicht wusste, was ich darauf erwidern sollte. Sie hatten ja recht. Trotz ihrer Funktionskleidung und ihres Partner-

looks waren sie mir nicht mal unsympathisch, sondern im Gegenteil: Man sah ihnen schon von weitem an, was für ein harmonisches Team sie waren.

«Na, Sie sind sicher bestens ausgestattet, bei so viel Gepäck?!», fragte der Mann neugierig weiter.

Jetzt wurde das Rot meiner Wangen sicher noch intensiver. Fehlte nur noch, dass ich meine Sachen vor ihm ausbreiten und mich überführen lassen musste, wie beratungsresistent ich bei Globetrotter gewesen war.

«Das geht schon», wehrte ich daher freundlich ab, «ich denke, ich habe alles, was ich brauche. Und noch weiß ich auch gar nicht, ob ich überhaupt die ganze Strecke laufe.»

«Das Wichtigste ist sowieso etwas zu trinken, Regen- und Sonnenschutz», mischte sich die Frau wieder ein. «Und Pflaster natürlich. Aber das brauchen wir Ihnen ja sicher nicht zu sagen!» Sie lachte laut auf.

Eingeschüchtert von dieser geballten Reisekompetenz ließ ich meinen Rucksack zu Boden und gab mit einer Geste zu verstehen, dass ich besser mal nachsehen würde. Gespannt beobachteten die beiden, wie ich zwischen meinen Sachen nach dem Necessaire wühlte. Ich beförderte Wäsche, Sudokus und Klatschblätter hervor und schließlich auch meine Badutensilien. Nach einem kurzen Blick bestätigte sich meine böse Ahnung, dass ich tatsächlich vollkommen plan-, weil pflasterlos von zu Hause aufgebrochen war. Bis eben hatte ich gehofft, dass sich in einem der kleinen Seitenfächer noch irgendwo eines von vorangegangenen Reisen versteckte. Aber dort fanden sich nur Tampons, Feuchttücher und Gesichtsmasken, die ich tunlichst vor meinem Publikum verbarg.

«Kein Sonnenschutz?» Besorgt legte die Frau ihre Stirn in Falten.

«Doch, doch!», entgegnete ich und hielt stolz meine «Nuance-Sunprotect-Creme» mit Anti-Aging-Effekt und

Lichtschutzfaktor 15 in die Höhe, die mich in der Apotheke ein Vermögen gekostet hatte.

Die beiden tauschten einen missbilligenden Blick.

«Ich habe aber tatsächlich kein Pflaster dabei. Das kaufe ich mir noch irgendwo unterwegs», sagte ich, um davon abzulenken, dass mein leider durchsichtiges Schminktäschen fast genauso groß war wie mein Necessaire. Ich hätte auch lieber geheim gehalten, dass ich niemals ohne Chanel Nr. 5 und Fußdeo aus dem Haus ging.

«Da kommt nix unterwegs», erklärte der Mann und raubte mir damit alle Illusionen. Ich hatte mich nach jeder absolvierten Etappe mit Shoppingtrophäen belohnen wollen. Er stand auf und kramte an der prall gefüllten Satteltasche seines E-Bikes herum und zog eine Packung High-End-Spezialpflaster heraus.

«Nehmen Sie die! Und packen Sie die schweren Sachen nach unten und hinten in den Rucksack», befahl er und deutete auf meine aktuelle Lektüre, einen Thriller mit immerhin vierhundert Seiten.

Ich meinte sogar, ein verständnisloses Kopfschütteln beobachtet zu haben, als ich beschämt anfang, meinen Rucksack neu zu packen.

«Und den Schlafsack schnallen Sie obendrauf und nicht drunter. Da gehört die Isomatte hin!», erklärte die Frau und beeilte sich sogar, mir zur Hand zu gehen.

Die beiden waren so liebenswürdig in ihrer Art, dass ich mir gar nicht so schrecklich blöd vorkam, auch wenn ich mich hier als Oberdepp präsentierte.

Als alles verstaut war, reichte mir der freundliche Mann noch eine Tüte Studentenfutter, mit dem Hinweis, dass ich das sicher brauchen würde.

Ich hoffte inständig, dass er meine Schokoriegel und Lakritze nicht entdeckt hatte, und bedankte mich vielmals.

«Na, dann drücken wir Ihnen die Daumen, dass Sie gut durchkommen. Alles Gute, und genießen Sie es!», rief die Frau noch.

«Danke, Ihnen auch einen schönen Tag», erwiderte ich und ging schnellen Schrittes weiter, ohne mich noch einmal umzudrehen.

Wenn die wüssten!, dachte ich und ahnte, dass die beiden mir kopfschüttelnd hinterhersahen.

Dann endlich verlief mein Weg um eine Kurve herum, sodass ich außer Sichtweite war. Alles in mir sträubte sich jetzt noch mehr gegen diese fragwürdige Unternehmung, die mir bislang wie reine Zeitverschwendung vorkam. Und auch jede Kommunikation darüber war mir lästig. Seltsam, früher war ich nie so zugeknöpft gewesen. Da hätte ich mit solchen Leuten eine entspannte Unterhaltung über Gott und die Welt geführt und so vielleicht noch ein paar wissenswerte Insidertipps erhalten. Zum Beispiel, wo man in der Nähe gut essen konnte.



Irgendwann verlangsamte ich mein Tempo. Der Weg führte wieder in ein kleines, idyllisches Waldgebiet, das nach einigen Metern sogar den Blick auf einen See freigab. Direkt am Ufer fand sich eine Bank. Also beschloss ich, dort meine erste längere Pause zu machen. Mit einem tiefen Seufzer löste ich mich von meinem Gepäck und setzte mich. Zunächst starrte ich eine Weile auf mein Handy, dann löste sich mein Blick, und ich betrachtete einfach nur die ruhige, grünliche Wasseroberfläche, ohne an etwas Bestimmtes zu denken, wie mir nach einer ganzen Weile bewusst wurde.

Es fühlte sich an wie morgens nach dem Aufwachen, wenn ein Traum noch vage im Gedächtnis ist und dann nur allzu schnell verschwindet. Plötzlich wurde mir klar, dass

ich mich schon lange nicht mehr an meine Träume erinnerte. Das lag sicherlich daran, dass ich zu Hause einfach funktionieren musste. Meist stand ich als Erste auf, damit Frieda auch pünktlich zur Schule kam und Simon pünktlich ins Büro. Vielleicht wäre es all die Jahre anders gewesen, wenn wir auch so ein Arsch-auf-Eimer-Pärchen gewesen wären wie die beiden Radfahrer. Vielleicht hätte ich gleich von Friedas Geburt an auf absolute Gleichberechtigung in allen Fragen der Erziehung und auch der Haushaltsführung bestehen sollen. Aber es hatte sich einfach so ergeben, dass ich zu Hause geblieben war, weil ich nun einmal stillte und Simon längst sein eigenes Architekturbüro mit drei Angestellten leitete. Sein Job war jedenfalls immer wichtiger gewesen als meiner. Dabei hatte ich es durchaus genossen, mich um Frieda zu kümmern, all die Krabbelgruppen und Kurse zu besuchen und andere Mütter kennenzulernen.

Bis ich selbst Mutter wurde, hatte ich immer innerlich mit dem Kopf geschüttelt, wenn Frauen in meinem Umfeld kein anderes Thema mehr zu haben schienen als ihren ach so einzigartigen Nachwuchs.

Doch als Frieda kam, wurde auch ich urplötzlich auf einen anderen Planeten gebeamt. Wäre es nach mir gegangen, hätten Simon und ich noch ein, zwei Kinder mehr bekommen. Doch Simon war in seiner Rolle als Vater eines Einzelkindes so zufrieden gewesen, dass ich meinen Wunsch irgendwann schweren Herzens aufgab.

Frieda machte mich trotz all meiner Fehler als Mutter zu einem besseren Menschen. Ich mochte meine Rolle. Vielleicht sogar zu sehr. Jedenfalls hatte mich das Muttersein wohl eine viel zu lange Zeit davon abgelenkt, wie viel eigentlich schief lief in unserer Ehe. Tief in mir drin fühlte ich mich nämlich allzu oft ungerecht behandelt. Es war selbstverständlich, dass ich mich um die Wäsche kümmerte, dafür sorgte, dass unsere Wohnung immer vorzeigbar, der Kühlschrank gefüllt war und Essen auf den Tisch kam.

Wir hatten zwar unsere liebe Natascha, die mir das Bügeln und Fensterputzen abnahm. Dennoch hatte ich immer das Gefühl, alles andere blieb an mir hängen, weil es Simon schlichtweg gleichgültig zu sein schien, ob sich die Schmutzwäsche stapelte, was Frieda in der Schule trieb, wo all die Geschenke für Kindergeburtstage, Freunde und Geschäftspartner herkamen, wohin wir in den Urlaub fahren und wann die Steuererklärung zum Finanzamt musste.

«Sie müssen klar Ihre Bedürfnisse benennen», war eines der Mantras, die Frau Stein-Nolte in fast jeder Therapiesitzung von sich gab. Auch wenn ich wusste, dass sie damit recht hatte, konnte ich es einfach nicht. Weil ich nicht einmal selbst wusste, wie diese Bedürfnisse aussahen. Es ging mir eigentlich ja auch gut. Bis vor etwa einem halben Jahr dieses Piepen im Ohr angefangen hatte, das mich beinahe um den Verstand brachte. Zum Glück besserte sich der Tinnitus, als ich Infusionen bekam. Aber wirklich verschwunden war das permanente Fiepen nicht. Vor allem abends, beim oft vergeblichen Versuch schnell einzuschlafen, war es quälend präsent. Und am Tage war ich umso angestrender auf der Suche nach Ablenkung von diesem unerträglichen Geräusch. Joggen ging ich nur mit meinem iPod, in der Bahn und im Auto hörte ich Hörbücher, und im Büro war es immer trubelig genug, um es auszublenden. Auch hier im Wald war es erstaunlich laut. Ich versuchte, mich auf das Singen der Vögel zu konzentrieren. Sogar ein leises Knistern der Kiefern konnte ich hören, so als würden unzählige Insekten an der Rinde knabbern. Und auch das Brummen einer Hummel, die vorbeisauste, konnte ich nehmen. Trotzdem hörte das Fiepen nicht auf.

Ich holte die Brote aus dem Rucksack und biss beherzt hinein. Wegen der unliebsamen Begegnung mit dem Hund schien es mir eine gute Idee, zuerst das Schinken- und danach des Käsesandwich zu essen. Auch wollte ich später ja keinen Wolf durch den Fleischgeruch anlocken. Wenn plötz-

lich einer vor mir stehen würde, oder gar ein ganzes Rudel, von denen es ja etliche in der Heide geben sollte, würde ich bestimmt schon allein vor Angst tot umfallen.

Das war vielleicht aber auch gar nicht die schlechteste Art zu sterben, sinnierte ich weiter und hatte schon wieder die Stimme meiner Therapeutin im Ohr. Ich wusste noch genau, wie sie mich in der ersten Sitzung angesehen und ihren Kopf schief gelegt hatte wie Lady Di und mich geradeheraus fragte, ob ich Suizidgedanken hätte. Wie aus einem Reflex heraus hatte ich dies sofort verneint. Auch wenn ich mich schon mal fragte, wie schnell man Schlaftabletten überdosieren konnte.

Immerhin waren diese seltsamen Weinkrämpfe weniger geworden, seit ich zu Frau Stein-Nolte ging. Warum ich so oft niedergeschlagen war, wusste ich nicht. Auch sprach ich mit ihr nicht darüber. Ich berichtete meist nur, wie es mir in den vierzehn Tagen seit dem letzten Treffen ergangen war. «Erzählen Sie mal», begann sie stets, «was haben Sie heute mitgebracht?» Ich konnte diese Frage nicht ausstehen. Genauso wenig, wie ich mich in diesen Momenten leiden konnte. Denn ich schaffte es einfach nicht, ihr zu sagen, was mich umtrieb. Also stieg auch ich meist mit Floskeln ein und antwortete so etwas wie: «Eigentlich geht es mir ganz gut. Ich habe also nichts Bestimmtes mitgebracht.» Daraufhin legte Frau Stein-Nolte ihren Kopf noch schief und schwieg so lange, bis ich ihren prüfenden Blick und die unangenehme Stille nicht länger aushielt und irgendwas von der Arbeit berichtete. Dass ich es mir zeitlich eigentlich gar nicht erlauben konnte, wegen der Therapie früher aus der Redaktion zu verschwinden, zum Beispiel. Oder dass ich intensive Blicke von meiner Chefin dafür kassierte.

Und wie auf wundersame Weise schaffte es Frau Stein-Nolte jedes Mal, die Fragen so zu lenken, dass wir doch noch auf Themen kamen, über die ich eigentlich gar nicht reden wollte. Über die Dominanz meiner Mutter etwa, wenn

sie zum Beispiel anlässlich meines Geburtstages ungefragt einen Tisch für die Familie in ihrem Lieblingsrestaurant reservierte. Oder über Frieda und die Tatsache, dass sie sich allzu gern mit ihrem Vater gegen mich verschwor, wenn sie ihre Interessen durchsetzen wollte. Oder natürlich über Simon und unsere «stillen Anfeindungen», wie Frau Stein-Nolte es nannte. Doch jedes Mal, wenn wir auf meine Ehe zu sprechen kamen, fühlte ich mich in der Rolle der vermeintlich kranken Klientin noch unwohler als ohnehin schon. Denn Simon und ich hatten anfangs bei Frau Stein-Nolte eine Paartherapie begonnen, und sie hatte einen auffallend guten Draht zu ihm entwickelt. Ich mochte zwar stumpf gegenüber meinem Innenleben geworden sein, wie sie mir unterstellte. Aber für das, was sich direkt vor meinen Augen abspielte, hatte ich sehr feine Antennen. Dabei neigte ich überhaupt nicht zur Eifersucht, zumal Simon mir dazu auch keinen Anlass bot. Doch dass Frau Stein-Nolte Gefallen an ihm gefunden hatte, war mir nicht entgangen, so bewundernd, wie sie ihn angesehen hatte und ganz genau auf seine Formulierungen eingegangen war.

Und ich konnte es ihr nicht einmal verdenken. Schließlich war sie auch nur ein Mensch und Simon ein auffallend gutaussehender Mann, trotz oder gerade wegen seiner fünfzig Jahre, die er letztes Jahr überschritten hatte. Er war groß, schlank, ohne je etwas dafür tun zu müssen, hatte volles, dunkles Haar, das an den Schläfen mittlerweile leicht ins Grau überging, und sah in seinen dunklen Anzügen einfach umwerfend lässig aus. Natürlich wirkte er anziehend. Mir gegenüber versprühte er allerdings nur noch sehr selten seinen Charme.

Die nachlassende Leidenschaft zwischen uns war letztlich auch der Grund dafür gewesen, weswegen wir uns dazu durchgerungen hatten, Caros Rat anzunehmen und bei der von ihr empfohlenen Therapeutin Hilfe zu holen. Mit dem Ergebnis, dass Simon zwei Mal mitgegangen war, bis

sich Frau Stein-Nolte und er einig waren, nicht wir, sondern ich allein war schuld daran, dass unsere Ehe nicht gerade glücklich war. Simon hatte höflich Rede und Antwort gestanden und nicht mal ein winziges Fleckchen auf seiner glänzenden, weißen Weste offenbart. Er beteuerte mehrfach, dass er mich liebe und an unserer Ehe festhalten wolle und im Grunde zufrieden sei mit sich und seinem Leben. Insgeheim verachtete ich ihn für diese Haltung und dann wieder umso mehr mich. Denn so viel wusste ich inzwischen: Er spiegelte mir meine eigene Unzulänglichkeit, und das war verdammt hart anzusehen.

Aber all das sollte mir hier und jetzt egal sein. Langsam kam mir der Gedanke, ob ich nicht das Beste aus diesem Trip machen und den Abstand vom Alltag nutzen sollte, um mich zu sortieren. Vielleicht könnte ich dann endlich dahinterkommen, was es mit der viel zitierten Achtsamkeit auf sich hatte. Bislang konnte ich nämlich nichts daran finden, mich allein auf meinen Atem oder meine Umgebung zu konzentrieren. Was anderen vielleicht Entschleunigung und Entspannung bot, machte mich nur noch kribbeliger.



Nach einiger Zeit hielt ich es nicht mehr auf der Bank aus. Ich raffte meine Sachen zusammen und setzte den Rucksack auf. Schnaufend marschierte ich weiter. Mein Gepäck schien von Pause zu Pause schwerer zu werden. Als ich das Ende des Waldes erreicht hatte, war ich wieder der beißenden Sonne ausgeliefert. Der Weg führte an Feldern und vereinzelt Häusern entlang. Eines davon war auffallend groß und im Bauhaus-Stil gestaltet. Hier musste ein ambitionierter Architekt an der Planung beteiligt gewesen sein. Die Südfassade der ansonsten weiß verputzten Villa bildete eine Front aus riesigen Fenstern. Das großzügige

Eckgrundstück bot sicher einen tollen Weitblick. Die Besitzer hatten wohl alles richtig gemacht mit diesem Platz am Stadtrand.

Ein solcher Ort zum Ankommen war immer auch Simons Traum gewesen. Eine ganze Zeit lang waren wir als junge Familie fast jedes Wochenende ausgeschwärmt, um Geheimtipps und Filetstücke im Hamburger Speckgürtel zu begutachten. Zwei, drei Grundstücke waren sogar in die engere Wahl gekommen. Doch ich hatte mich einfach nicht festlegen können, wo ich den Rest meines Lebens verbringen wollte. Sollte es ein spießiges Neubaugebiet südlich der Elbe sein? Ein Reihenhaus in der Einflugschneise des Fuhlsbütteler Flughafens? Oder ein Häuschen im gefühlten Zonen-Randgebiet am Sachsenwald? Es fiel mir schwer, eine so weitreichende Entscheidung zu treffen, die das ganze Leben betraf. Wo ich doch schon überfordert war, wenn ich bei unserem Italiener zwischen Pasta oder Pizza wählen sollte. Woher hätte ich denn wissen sollen, welcher Platz in der Welt für uns der richtige war?

Im Nachhinein war ich froh, in der anonymen Großstadt geblieben zu sein und Smalltalk mit Hipster-Müttern auf dem Spielplatz zu führen, anstatt mich mit Vorstadtmüttern im Pflegen von Beeten und dem Ausrichten von Tupper-Partys zu messen. Lieber beobachtete ich von unserer Dachterrasse aus das bunte Treiben am Isemarkt als irgendwo auf dem Dorf Schützenfeste zu feiern. Ich mochte die Anonymität und das Gewusel, weswegen mir der nun immer einsamer werdende Weg auch zunehmend Unbehagen bereitete.

Ich wusste nicht, wann ich das letzte Mal wirklich allein gewesen war. Einsam ja, das wusste ich nur zu gut. Doch längere Zeit am Stück allein mir und meinen Gedanken ausgeliefert zu sein, stellte sich allmählich als echte Herausforderung dar. Dabei war ich erst drei Stunden unterwegs, wie mir meine Fitness-Uhr signalisierte, die mir Simon zu Weih-

nachten geschenkt hatte. Aber diese Stunden kamen mir bereits vor wie ein ganzer Tag, und ich hätte einiges darum gegeben, wenn sich hinter der nächsten Kurve ein einladendes Wellnesshotel mit Drei-Gänge-Menü präsentiert hätte. Oder wenigstens ein Café mit einem schönen Plätzchen, an dem ich mein zweifelhaftes Vorhaben noch einmal überdenken konnte. Doch weit und breit war kein Zeichen von Zivilisation mehr in Sichtweite. Nervös schielte ich auf mein Handy, um zu überprüfen, ob ich überhaupt noch Empfang hatte. Erleichtert stellte ich fest, dass ich eine Nachricht von Caro bekommen hatte. Ich war also noch nicht vollends in Vergessenheit geraten.

Liebes, bist du tatsächlich los, oder hast du dich doch lieber pauschal nach Malle abgesetzt? Egal, sei froh, dass du uns für eine Weile los bist. Die Blattkritik war wie immer ein Zuckerschlecken. ;-) Genieß deinen Trip und schick ab und an ein Lebenszeichen, ja? lg, Caro

Kurz überlegte ich, als Antwort ein Foto meiner wundgescheuerten Füße zu schicken. Doch die Sorge, sie könnte es amüsiert in der Reaktion rumzeigen, ließ mich davor zurückschrecken. Vor Caro schon nach nicht einmal einem halben Tag zu kapitulieren, war das eine. Vor Tessa eine so frühe Niederlage einzugestehen, das andere. Diese Genugtuung würde ich meiner Chefin nicht gönnen.

Ich beschloss, mir spätestens am Nachmittag irgendwo ein Zimmer zu nehmen und Caro von meinem Tablet aus zu antworten. Vom Verlag hatte ich eine Extra-Tastatur bekommen, um nicht den schweren und sperrigen Laptop mitzuschleppen zu müssen. Fotos machte ich mit dem Handy, doch schon jetzt zeigte der Akku erschreckend wenig Kapazität an. Ein Blick auf meine Wetter-App, den nächsten Streckenabschnitt und ein paar Schnappschüsse von der Weite, die sich mir hier am Feldrand bot, reichten schon, damit auf meinem Display die Warnung erschien, ich hätte nur

noch zehn Prozent Batterieleistung. Auch wenn mein Wanderführer immer noch in den Untiefen meines Rucksacks steckte, war mir Google Maps als Wegbegleitung deutlich lieber.

Noch etwa sechs Kilometer würde ich gehen müssen, um endlich wieder ein öffentliches Klo nutzen zu können. Zum Glück hatte ich wenigstens an Feuchttücher gedacht. Trotzdem fühlte ich mich wegen all des Staubes und der Hitze, als hätte ich mich tagelang nicht gewaschen. Mit jedem Schritt wuchs die Sehnsucht nach einer Bleibe, wo ich ausgiebig duschen konnte, um im Anschluss entspannt zu essen und mit dieser unsäglichen Reportage zu beginnen. Doch was sollte ich da eigentlich schreiben? Dass es hier in der Südheide rein gar nichts gab, für das es sich lohnte, sich auf den Weg zu machen? Sicher, der Text sollte «authentisch» sein, wie Tessa angeordnet hatte, aber er sollte unsere Leserinnen eben auch dazu einladen, etwas in dieser Richtung für sich zu tun.

«Valerie, hier geht es um mehr als ein bisschen Landlust», hatte sie am Freitag beim Abschied gesagt, «fokussiere dich auf das Spirituelle bei diesem Erlebnis. Das ist mehr als ein Trend. Unsere Zielgruppe will Antworten bei der Sinnsuche!»

Während ich immer langsamer weiterstapfte, dachte ich darüber nach, ob es in unserer Redaktion überhaupt jemanden gab, der solche Antworten geben konnte. Nach meinem Empfinden ließen sich meine durchweg weiblichen Kolleginnen in zwei Gruppen einsortieren: Da waren die «Alten», also die über Fünfunddreißigjährigen, die irgendwas Geisteswissenschaftliches studiert hatten und bloß zufällig an dieses Magazin geraten waren. Sie alle hatten wie ich einen Haufen Probleme, weil sie sich vierteilen mussten als Alleinerziehende, Alleinverdienerin oder Alleinfamilienmanager. Und da waren die «Jungen», die ihre Karriere als Medienkauffrau, Graphik-Designerin oder Marketingfachfrau

straight durchgeplant hatten und schon mit Mitte zwanzig diverse Auslandsaufenthalte, Masterstudium, Volontariat und unzählige Praktika vorweisen konnten. Sie hörten mit ihren High-End-Kopfhörern Podcasts zum Thema Female Empowerment und zeigten keinerlei Anzeichen von Selbstzweifeln. Das kleinste Problem wurde sofort weggecoacht. Authentizität war ihre Religion. Und wenn man sich mit ihnen in der Teeküche über ein Thema der anstehenden Ausgabe austauschte, schauten sie einen mit offenen, dezent geschminkten Augen an und fragten lächelnd, ob es einem nicht gutginge, weil man so blass sei oder Augenringe habe.

Diese neue *Generation Perfekt*, zu der auch ein Großteil unserer Leserschaft gehörte, war mir irgendwie suspekt. Sicher, weil ich sie insgeheim beneidete, wie mir Frau Stein-Nolte garantiert unterstellen würde. Aber sie wirkten alle so wahnsinnig lässig und lebendig und gleichzeitig so furchtbar präsent auf allen Kanälen, als seien sie der Mittelpunkt der Welt.

Zum Glück hatte ich meine Tochter da ganz anders erzogen. Frieda war ein soziales Wesen mit Empathie und Herzenswärme.

Erneut schielte ich aufs Handy. Die Schule war inzwischen zu Ende. Besorgt stellte ich fest, dass sie sich immer noch nicht gemeldet hatte. Kurzerhand wählte ich ihre Nummer, damit ich endlich zur Ruhe kam.

Zum Glück ging Frieda überraschend schnell ran. «Hi, Mum. Das Haus steht noch, ich bin nicht verhungert, und meine Versetzung ist auch nicht gefährdet.»

«Ha, ha», entgegnete ich und schlug einen möglichst entspannt klingenden Ton an, um nicht wieder als Helikoptermutter beschimpft zu werden. «Ich wollte dir einfach nur noch mal persönlich sagen, wie sehr ich mich über dein tolles Zeugnis freue!»

«Danke. Aber, Mama, was willst du wirklich? Geht es dir nicht gut?»

Zu meinem Entsetzen schossen mir Tränen in die Augen. Mit aller Kraft versuchte ich, meine Stimme fest klingen zu lassen. «Nein, nein. Es ist alles bestens! Ich hatte nur ein bisschen Sehnsucht nach meiner Lieblingstochter. Ist das so schlimm?»

«Sollen wir später noch mal sprechen?», fragte Frieda abwesend. Im Hintergrund konnte ich laute Musik und Kindergeschrei hören.

«Wieso? Bist du unterwegs?», fragte ich bemüht beiläufig.

«Ich bin mit Papa im Freibad.»

«Was?», hörte ich mich ungläubig fragen. Ich konnte mich nicht erinnern, wann Simon jemals freiwillig etwas mit unserer Tochter unternommen hätte. Am Nachmittag. «Muss er gar nicht arbeiten?»

«Es ist doch so heiß heute. Und als ich ihm von den Zweien erzählt habe, hat er halt früher Schluss gemacht und gefragt, was wir machen wollen», erklärte Frieda.

«Okay, dann ... lasst euch nicht länger stören. Grüß Papa, ja? Ich melde mich morgen wieder», sagte ich tapfer und beendete das Gespräch.

Ich streifte meinen Rucksack ab und ließ mich kraftlos ins Gras sinken. Die ganze Palette unangenehmer Gefühle breitete sich in mir aus, ich konnte meinen Gemütszustand aber gar nicht einordnen.

«Was ist bloß mit mir los?», flüsterte ich und kämpfte mit dem Knoten in meinem Hals, der immer größer wurde.

Ich fühlte mich wie ein kleines Kind, mit dem niemand spielen wollte. War ich etwa eifersüchtig? Und falls ja, auf wen? Auf Frieda, dass sie ungezwungene Stunden mit ihrem Vater verbrachte? Oder aber auf Simon, weil er wieder den Gute-Laune-Elternpart hatte, wohingegen ich immer in die Rolle der Bedenkenträgerin oder Meckermutter ge-

drängt wurde? Es war ja gar nicht so, dass ich selbst gerne mit zum Schwimmen ins Freibad gegangen wäre. Auch fand ich es durchaus lobenswert, dass Simon sich ausnahmsweise mal über das Nötigste hinaus engagierte. Und natürlich gönnte ich den beiden ihren Spaß. Trotzdem fühlte ich mich einsam und leer.



Wo ist jetzt dieser verdammte Weg?, fragte ich mich entnervt, als ich in einem winzigen Kaff landete, das von der B3 durchschnitten war. Da hatte ich ein Mal nicht aufgepasst, und schon hatte ich mich verlaufen und auch keine Ahnung, wie ich überhaupt hierhergekommen war. Natürlich zu Fuß. Aber daran, was mir auf den letzten beiden Kilometern durch den Kopf gegangen war, konnte ich mich nicht mehr erinnern.

Dummerweise war inzwischen mein Handy tatsächlich ausgegangen, sodass ich nicht nachsehen konnte, ob ich noch richtig war. Schon seit längerem hatte ich kein «H» mehr entdecken können. Ob es in diesem kleinen Ort wohl irgendeine Übernachtungsmöglichkeit gab? Ich stoppte an der großen, befahrenen Straße und wühlte nun doch nach meinem Reiseführer.

Als ich auf dem beigegefügtten Kartenteil ausgemacht hatte, wo genau ich war und dass der Heidschnuckenweg eigentlich an einer Parallelstraße entlanglief, entdeckte ich ein eingezeichnetes Hotel. Meine Erleichterung war grenzenlos. Ich freute mich wie ein kleines Kind, dessen lang gehegter Wunsch sich urplötzlich erfüllte, obwohl die Eltern immer und grundsätzlich nein gesagt hatten. Schnurstracks folgte ich dem Weg auf der Karte und stand wenig später vor einem ziemlich uncharmanten Tagungshotel. Es war gerade mal vier Uhr nachmittags, und ich hatte nicht

annähernd mein Tagesziel erreicht. Aber ich war einfach mehr als geschafft.

«Haben Sie reserviert?», begrüßte mich eine ältere, rundliche Dame mit Schürze hinter dem Empfangstresen mürrisch. Sie setzte sich die Lesebrille auf, die zuvor an einer Goldkette an ihrem Hals gebaumelt hatte.

«Hallo! Äh, nein, hab ich nicht», stammelte ich, «haben Sie trotzdem ein Zimmer frei?»

Die Dame musterte mich nun über den Rand ihrer Brille. «Eigentlich sind wir ausgebucht», sagte sie.

Auch ich sah nun betreten an mir und meinem verschwitzten Top und den staubigen Schuhen herunter. «Gibt es denn noch andere Übernachtungsmöglichkeiten hier im Ort?» Ich versuchte meine aufkommende Panik zu unterdrücken.

Sie zuckte nur mit den Schultern. Dann fragte sie, wie viele Nächte ich denn bleiben wolle.

«Nur eine! Kann ich vielleicht ...»

«Einen Moment!», sagte sie und hob ihren Zeigefinger. Dann tippte sie schweigend auf ihrer Tastatur herum, griff zum Telefon und sprach kurz mit einer Putzfrau oder einem Zimmermädchen. «Sie können ein kleines Notzimmer unterm Dach buchen. Das müssen wir aber erst mal extra für Sie herrichten.»

Mir schien, der Servicegedanke dieser Frau war nicht besonders ausgeprägt.

Dann belehrte sie mich noch, dass es darin weder WLAN noch Telefon gab und dass es erst in einer Stunde bereitstünde.

Notgedrungen willigte ich ein und verschwand wieder nach draußen, wo ich mich direkt über mich ärgerte. Darüber, dass ich nicht dem Mumm hatte, in ein Taxi zu steigen und zurück nach Celle zu fahren, um in einem schönen Hotel zu übernachten. Und auch darüber, dass ich nicht einmal gefragt hatte, ob ich die Wartezeit irgendwo anders als

hier auf dem Parkplatz verbringen durfte. Und ich ärgerte mich darüber, dass ich mich trotz dieser Einsichten auch jetzt nicht traute, noch mal zurückzugehen, um mich wie ein Stammgast behandeln zu lassen, der schon drei Jahre im Voraus für zwei ganze Wochen gebucht und ein tadelloses Äußeres vorzuweisen hatte.

Also schaute ich mich auf dem Hof des großen Geländes um, das leider nicht besonders einladend aussah. Weder schien es hier eine Besucherterrasse zu geben, auf der ich entspannt einen Kaffee hätte trinken können. Noch lud irgendein anderes Plätzchen zum Verweilen ein. Also setzte ich mich einfach am Ende des großen, zubetonierten Parkplatzes auf die Bordsteinkante und holte mein Brot raus. Falls andere Gäste mir verstörte Blicke zuwerfen sollten, würde ich versuchen, sie zu ignorieren. Immerhin kannte mich hier ja niemand.

Es waren gefühlte 38 Grad im Schatten, und die Luft stand, während sich der Schweiß weiter auf meinem Kopf und Rücken ausbreitete.

Wie gerne wäre ich jetzt durch den Rasensprenger gelaufen, der unermüdlich den großflächigen Rasen, die Rosensträucher und Rhododendren neben dem Parkplatz bewässerte. Das Zischen des Wassers ließ mich an eine Cola light denken. Unter diesen tropischen Bedingungen wäre ich sogar mit einer Pepsi glücklich gewesen. Hoffentlich hatte das Hotel wenigstens eine Minibar. Aber es würde wohl noch eine ganze Zeitlang dauern, bis sich die Empfangsdame dazu herabließ, mich aufs Zimmer zu lassen, damit ich endlich eine erfrischende Dusche nehmen konnte.

Also tat ich etwas für mich vollkommen Untypisches und traute mich, meine glühenden Füße von den dreckigen Socken und Schuhen zu befreien. Dann schlich ich in Richtung des Rasensprengers und streckte meine geschundenen Zehen in den eiskalten Regen. Ich erschauerte. Doch schon nach wenigen Augenblicken hatte ich mich an die

Temperatur gewöhnt und wagte mich weiter vor. Herrlich! Und dann machte der Strahl plötzlich eine Drehung und erwischte mich voll. Ich schrie vor Schreck laut auf und vergewisserte mich dann sofort, dass auch ja niemand mein kindisches Benehmen beobachtete. Bestimmt kam gleich ein Hausmeister oder der Hausdrache und wies mich zurecht. Aber jetzt genoss ich erst einmal den kalten Regen, der sich etwa alle dreißig Sekunden über mich ergoss und meine Haare und Klamotten allmählich durchnässte. Gegen meinen Willen musste ich immer wieder juchzen, weil ich eine nächste erfrischende Mutprobe überstanden hatte.

Als wenig später ein vollbeladener Reisebus vorfuhr, brach ich die Aktion dann doch lieber ab. Ich befürchtete nicht nur Publikum, sondern auch, dass die Leute noch vor mir an der Rezeption einchecken würden. Deshalb beeilte ich mich, ihnen zuvorzukommen.

«Sie können jetzt auf Ihr Zimmer», sagte meine spezielle Freundin am Empfang im Befehlston und streckte mir einen Schlüssel mit einem schweren goldenen Anhänger entgegen, auf dem eine 26 stand.

«Die Küche ist von 19 bis 21 Uhr geöffnet. Haben Sie sonst noch Fragen?» Weil sie durch die großen Glastüren nervös in Richtung des Reisebusses blickte, war mir natürlich klar, dass sie mich schnell loswerden wollte, bevor ich, barfuß und klatschnass, noch einen geschäftsschädigenden Eindruck hinterließ.

Meine Beine fühlten sich so bleischwer an, dass ich ausnahmsweise gerne den Fahrstuhl nutzte, um ins Dachgeschoss zu gelangen. Mein Zimmer lag tatsächlich in der hinterletzten Ecke eines langen Flures. Gespannt schloss ich die Tür auf und ermahnte mich innerlich, ja keine allzu großen Erwartungen zu haben. Der Raum war tatsächlich keine zehn Quadratmeter groß, es gab keinen Fernseher und auch keinen Küchschrank, bloß ein kleines Bett und einen schmalen Schrank aus Buchenfurnier, dessen Braunton

sich mit den apricotfarbenen Wänden zu beißen schien. Am bedrückendsten aber fand ich, dass ich nicht wirklich nach draußen blicken konnte, weil das Dachfenster weit oben in der Schräge eingefasst war.

Womöglich wäre das Celler Gefängnis einladender gewesen, dachte ich und ließ mich erst einmal erschöpft auf den türkisfarbenen Teppichboden sinken. Mir war schon wieder nach Heulen zumute. Aber ich wollte nicht undankbar sein. Immerhin musste ich für heute nicht weiter durch den heißen Staub wandern. Ich beschloss, mir erst einmal eine richtige Dusche zu gönnen.

Argwöhnisch wagte ich mich in Richtung der Tür, hinter der nur das Bad liegen konnte. Ich war auf das Schlimmste gefasst - auf Schimmel in der Duschkabine, Haare im Waschbecken und ranzige Kacheln in beige. Zu meiner großen Überraschung war das Bad offenbar nur halb so alt wie die Zimmereinrichtung. Alles war weiß und durchaus sauber. Als ich meine Waschtasche holte, fiel mir ein, dass ich dringend mein Handy aufladen musste. Weil ich das Ladekabel nicht sofort fand, beschloss ich, den Rucksack komplett auszupacken. Beim Einpacken würde ich mich dann streng an die Ratschläge des Ehepaares halten.

Eigentlich hätte das Ladekabel im Hauptfach stecken sollen. Doch dort war es nicht. Auch in den großen Seitentaschen fanden sich nur mein restlicher Proviant und ein paar nützliche Dinge wie Küchenmesser und Kugelschreiber. Also suchte ich alle kleinen Fächer ab, immer hektischer. Vergeblich. Hatte ich das Kabel irgendwo verloren? Ich ging gedanklich alle Stationen des Tages durch - die S-Bahn, den ICE, das Café, doch nirgends hatte ich es meiner Erinnerung nach ausgepackt.

«O nein, verdammter Mist!», entfuhr es mir, als mir schlagartig klarwurde, dass ich es tatsächlich vergessen hatte. Zu Hause im Badezimmer, wo ich das Kabel extra sichtbar auf den Rand des Doppelwaschbeckens gelegt hat-

te. Simon war wie jeden Morgen direkt nach mir ins Bad gegangen. Er hätte es eigentlich sehen müssen!

Ich fühlte mich schrecklich hilflos, andererseits war ich beschämt, dass ich offenbar tatsächlich abhängig war von diesem blöden Ding. Dabei war ich es doch immer, die Frieda ermahnte, ihre kostbare Lebenszeit nicht mit digitalen Medien zu vergeuden.

In der Hoffnung, unter der Dusche würde mir eine Lösung für meinen leeren Akku einfallen, stellte ich das Wasser an, schnappte mir Shampoo und Duschgel und zog die nassen Sachen aus. Das Top nahm ich gleich mit, um es gründlich auszuwaschen.

Doch ich hatte mich wohl zu früh auf mein Tageshighlight gefreut. Der Strahl, der aus der Brause kam, war nicht einmal stark genug, um mir die Haare gründlich ausspülen zu können. Viel schlimmer aber war, dass das Wasser nicht einmal handwarm war.

[...]